



Text: SACHA BATTHYANY

Pfisters Abgang

Sie entschied sich, nichts mehr zu essen und nichts mehr zu trinken, weil sie sterben wollte. Sie wusste, es wird kein Spaziergang. Aber was folgte, war ein Höllentrip.

Fotos: ANNE MORGENSTERN

FRAU PFISTER WAR der erste tote Mensch, den ich gesehen habe. Ich hatte schon eine Urne in der Hand gehalten, war vor dem frischen Grab meiner Grosseltern gestanden, nie zuvor aber strich ich über die Wange einer Leiche, wie jetzt, über ihre Haare, die Stirn, nahm ihre Finger in meine, und sie waren noch warm.

Ich setzte mich neben ihr Bett, zupfte die Decke zurecht, unter der sich ihre Beine abzeichneten. Frau Pfister trug ihr lila Totenhemd, das sie mir am Tag, als wir uns kennengelernt hatten, zeigen wollte, und es schien, als würde ich sie atmen sehen. Die Pflegerin hatte das Zimmer abgedunkelt, ein Fenster geöffnet, die schwache Januarsonne kämpfte sich durch Vorhangstritzen in diesen Raum, fünfter Stock, ein Altersheim in Winterthur.

Ich beugte mich vorsichtig zu ihr vor, als wollte ich sie nicht erschrecken, ich roch das Waschmittel der Bettdecke, roch ihre Haut und flüsterte ihr ein paar Sätze ins Ohr, während ich ihre Hand hielt. Ich war mir sicher, Frau Pfister könne mich hören.

Sechs Wochen zuvor, am 7. Dezember, lernte ich sie kennen. Sie hatte mir den Weg zu ihrer Wohnung genau beschrieben, wie das nur ältere Menschen tun, die sich an Navigationsapps nie gewöhnt haben, und als ich sie im Flur fragte, ob ich meine Maske anbehalten soll, verwarf sie die Hände: «Corona?», rief sie zurück voller Schalk in der Stimme, «das käme mir ganz gelegen.»

Ich mochte dich von Anbeginn, Frau Pfister.

Frau Pfister hatte bei einem Verein namens Edition Unik, der Menschen darin unterstützt, ihre Biografien für ihre Verwandten und Freunde niederzuschreiben, zwei Bücher herausgegeben. Das erste handelt von ihrem Leben, das zweite von ihrem Tod. Es ist ein Tagebuch ihres letzten Jahres, es beginnt am 18. Juni 2021: *«Ich lasse los. Lasse alles los, was mir lieb ist. Das Leben, die Menschen, die ich ins Herz geschlossen habe, die Schönheit der Natur. Mein Pflichtbewusstsein verlangt aber, dass ich vorher noch alles erledige, was zu erledigen ist.»*

Und es endet am 4. Dezember: *«Ich bin froh, alles Nötige getan zu haben, und warte nur noch auf die Mitteilung vom Heim, wann ich eintreten darf.»*

Als ich Frau Pfister zum ersten Mal traf, mittags um eins in ihrer Wohnung in Winterthur, wollte ich mich mit ihr über diese beiden Bücher unterhalten. Ich wusste, dass sie sterben wollte; aber ich hatte keine Ahnung, dass sie sich in den Kopf gesetzt hatte, nichts mehr zu essen und zu trinken, sobald im Altersheim bei ihr in der Nähe ein Zimmer frei wird. Sie hatte im Internet von dieser Methode gelesen, die man etwas beschönigend Sterbefasten nennt, bei der Menschen nichts mehr zu sich nehmen, bis sie verdursten oder verhungern, bis ihre Nieren versagen und das Herz zu schlagen aufhört.

Ich hatte mir vorgestellt, zwei Stunden in Frau Pfisters Wohnung zu verbringen, ich wollte sie nicht ermüden, ausserdem hatte ich Weihnachtsvorbereitungen zu erledigen. Ich blieb bis abends um sechs. Frau Pfister zeigte mir ihr Totenhemd, lila war ihre Lieblingsfarbe, «die Farbe der Verrückten», sagte sie, zeigte mir ihre Listen mit all den Pendenzen, die noch abzarbeiten waren: Strickzeug verschenken, Zeitung abbestellen, Todesanzeige schreiben, Apfelmus einkochen. Sie war ihr ganzes Leben lang Chefsekretärin gewesen, «ein Vorzimmerdrachen mit Hang zur Perfektion», erzählte sie mir und zupfte an den Nadeln des Adventskranzes, es sei alles eine Frage der Organisation.

«Auch der Tod?»

«Auch der Tod», flüsterte sie an jenem Nachmittag und wurde wütend über die Tränen, die sich in ihren Augen sammelten, sie hasste Sentimentalität.

Ich hatte schon meinen Mantel angezogen, als sie mich fragte, ob ich sie begleiten wolle bis zum Ende. «Sehr gerne», sagte ich, ohne zu überlegen, worauf ich mich einliess. Von Sterbebegleitung hatte ich keine Ahnung, ich war dem Tod bis anhin immer ausgewichen, hatte ihn erfolgreich verdrängt und mir keine Gedanken darüber gemacht.

«Sind Sie denn stark genug?», fragte sie mich im Türrahmen, sie hatte Schmerzen in der Hüfte, ich sah es an ihrem Gesicht. Peter, ihr Lebenspartner, war eben vom Schachspielen nach Hause gekommen, er wusch sich im Bad die Hände und rief, wann das Essen fertig sei.

«Ich hoffe es», antwortete ich zögerlich.

«Um sieben!», rief sie zurück und verdrehte die Augen. Peter wisse nichts von ihren Plänen, den nächsten Frühling nicht mehr zu erleben, flüsterte sie mir zu. Oft sei es besser, antwortete sie leise auf meine Frage, warum ausgerechnet ich sie begleiten sollte, man lasse sich auf den letzten Metern von Fremden führen.

Von da an sahen wir uns mehrmals die Woche, später dann, im Heim, beinahe täglich. Als ich sie an Silvester besuchte, war Frau Pfister in Partylaune und benetzte ihre trockenen Lippen, sie hatte schon vier Tage nichts mehr getrunken, mit etwas Prosecco.

«DAS BIN NICHT ICH»

Wir hatten keine Zeit zu verlieren, Frau Pfister und ich, es gab kein vorsichtiges Abtasten, keine höfliche Distanz zwischen Fremden. Der Tod riss alle Schranken ein.

Vom Altersheim hatte sie mittlerweile ein Datum erhalten, am 28. Dezember würde ein Zimmer frei, noch blieb ihr eine letzte Woche zu Hause in ihrer Wohnung, noch sieben Mahlzeiten, die sie, «es ist alles eine Frage der Organisation», als Liste in ihr Buch notierte: Truthahnschnitzel an Mango-Kokos-Sauce, Milchreis, Spiegelei mit Bratkartoffeln, Filet im Teig (Weihnachten), Spaghetti mit Morcheln.

In ihrem Tagebuch steht:

«Ein ganz eigenartiges Gefühl überfällt mich beim Gedanken daran, dass dies mein letzter Winter ist. Seltsam, heute macht es mich gar nicht traurig, zu wissen, welche lieben Menschen ich nicht mehr sehen werde.»

Mit einer Giftspritze wie bei Exit und den anderen Sterbehilfeorganisationen wollte sie nicht aus dem Leben scheiden, «ich ziehe den langsamen Abschied vor», sagte sie trotzig. Sie wolle sich ein wenig bestrafen, sie sei Christin, um zu sterben, müsste sie leiden.

Als Todesursache werde der Arzt Nierenversagen notieren, betonte Pfister, das war ihr ganz wichtig, denn Selbstmord war tabu. «Das Sterbefasten kommt der natürlichen Art, sein Leben zu beenden, am nächsten», meinte sie, und sei deshalb eine vergleichsweise kleine Sünde.

«Mich erinnert diese Art zu sterben an die alten Indianer, die sich absonderten und nichts mehr zu sich nahmen, sobald sie merkten, für ihren Stamm nurmehr eine Last zu sein», sagte Pfister. Sie hatte viel darüber gelesen, sie wusste, es würde kein Spaziergang werden, aber was folgte, war ein Höllentrip.

Frau Pfister, gross gewachsen und kräftig gebaut, litt schon seit Jahren an Schmerzen, konnte ihr Knie aufgrund einer alten Prothese nicht mehr biegen, im Oberschenkel «drücken die künstlichen Schrauben gegen die Nerven», so beschrieb sie es; dazu kamen Bauchschmerzen, Rückenschmerzen, sie könne kaum mehr am Herd stehen, obwohl sie gerne kochte und buk, ausserdem litt sie an Geräuschempfindlichkeit, seit sie vor 18 Jahren an Parkinson erkrankt war und gegen das Zittern Medikamente nahm. Fiel ein Messer in der Küche auf den Boden, bekam sie vor Schreck keine Luft mehr. «Das bin nicht mehr ich», sagte sie immer wieder leise vor sich her, «das bin ich nicht.»

10 mg Targin-Opiat, morgens und abends

6 mg Requip-Modutab

20 mg Omeprazol Mepha

25 mg Quetiapin vor dem Schlafengehen

2 Magnesiumkapseln Burgerstein

Sie habe keine Angst vor dem Tod, behauptete sie, «vielleicht steht an der Himmelsportfe eine Waage», sagte sie einen Tag vor Weihnachten, bedankte sich für die Kerze in der Farbe der Verrückten und begann dann doch zu weinen, obwohl sie nicht wollte. «Auf der einen Seite sind die Sünden, auf der anderen all die guten Dinge, und wenn sie sich die Balance halten, dann wird er mich doch etwa nicht abweisen?» Kräftig schnäuzte sie sich in ihr Taschentuch.

Noch mehr Sorgen aber bereitete ihr Peter, ihr Lebenspartner, der nichts wusste von ihren Plänen oder nichts wissen wollte, denn sie hatte ihm im Frühsommer erzählt, dass sie darüber nachdenke, nichts mehr zu essen und zu trinken. «Peter, ich bin verbraucht, mein Humor, meine Kraft, meine Freude am Leben, alles verbraucht.» Da habe er sie angestarrt, so überrascht und voller Zorn: «Wenn du das tust, stürze ich mich vor den Zug», habe er ihr gesagt und dann lange nichts mehr, stattdessen über die Kinder geflucht, die auf dem Schulhof gegenüber Fussball spielten, diese verdammt Kinder.

«Er hat mich nie mehr darauf angesprochen», sagte Frau Pfister, sie stand in der Küche an diesem 23. Dezember und machte uns Kaffee. Peter habe Demenz und leichtes Asperger, natürlich habe sie ein schlechtes Gewissen, ihn im Stich zu lassen, sagte sie und drückte die Kapsel in die Maschine, legte zittrig einen Zimtstern auf meine Untertasse, der dann auf den Boden fiel und ein paar Zacken befreit, was sie so sehr ärgerte, dass sie sich mit der flachen Hand auf den Oberschenkel haute. «Er hat vergessen, dass ich sterben will, der Peter.»

In ihrem Tagebuch steht:

«Peters zunehmende Demenz kann ich nicht mehr ruhig hinnehmen. Er raubt mir meinen letzten Nerv.»

Ein paar Freunden hatte sie sich anvertraut, ihre Schwestern eingeweiht, alle anderen liess sie im Glauben, sie werde ins Heim ziehen, nicht um zu sterben, sondern um besser zu leben, von der Mühsal der Hausarbeit befreit. Den Dezember verbrachte Frau Pfister damit, während Peter im Schachklub war, heimlich Tomatensugo, Bohnen und Speck und Gulasch für ihn vorzukochen, in Einzelportionen abzufüllen und einzufrieren, damit er nicht verkomme, «wenn ich bald tot bin».

Am 27. Dezember packte sie ihren Koffer, Zahnbürste, Unterwäsche für 14 Tage, einen Morgenrock, Hautlotion, die Bibel, ein Tagebuch und den Band mit Rilke-Gedichten, alles andere hatte sie längst vermacht und verschenkt, hatte losgelassen, Pendenzen abgehakt und ihren Tod organisiert, als wär's ein Projekt unter vielen, nun konnte das Sterben beginnen.

Sie rauchte in dieser letzten Nacht zu Hause eine Abschiedszigarette auf dem Balkon, Peter war längst im Bett, bestrich ein Knäckebrötchen mit einer fingerkuppelnden Schicht Butter, von der sie noch Tage später schwärmte, «es war meine Henkersmahlzeit», und trank, es war gegen Mitternacht, ihren letzten Schluck Wasser ihres Lebens.

Am nächsten Morgen, ein grauer Dezembertag, fuhr sie um zehn ins Altersheim, fünfter Stock, ein Eckzimmer, vier auf fünf Meter, das sie nie mehr verlassen sollte. «Meine kleine Todeszelle», nannte sie diesen Raum, und wenn ich sie dann verstört anblickte, dann lachte sie.

Es war die Zeit, in der ich mich immer öfter fragte, ob ich das denn dürfe, jemandem beim Verdursten zusehen, ohne einzuschreiten, und darüber erst noch einen Text schreiben. Es fühlte sich anders an, anders als sonst, ich war nicht mehr der Journalist, der über einen Protagonisten schrieb, sondern der Begleiter eines Menschen, der sterben wollte, und ich erinnerte mich an eine Reise nach Budapest zu meiner Grossmutter vor Jahren, sie lag im Spital, ganz abgemagert, worauf ich zum Kiosk rannte, um ihr Schokoladenriegel und Energy-Drinks zu kaufen, obwohl sie etwas ganz anderes gebraucht hätte, nur war ich nicht imstande, ihr das zu geben. Wir wussten beide, meine Grossmutter und ich, dass wir uns nie mehr sehen würden, aber wir hatten den Mut nicht, uns zu verabschieden, uns ein letztes Mal wahrhaftig zu begegnen; zwei Tage später flog ich zurück in die Schweiz und hatte wieder einmal das Gefühl, mich aus dem Staub zu machen. War ich jetzt bereit?

IN DER «TODESZELE»

An ihrem ersten Tag im Heim lernte Frau Pfister ihre Pflegerinnen kennen, die bereits in ihre Pläne eingeweiht worden waren. Sie erhielt einen Mundspray, Augen- und Nasentropfen, falls die Schleimhäute austrocknen; der Arzt sei vorbeigekommen, erzählte Pfister, er habe sich noch einmal beim Staatsanwalt erkundigt und ihr mitgeteilt, es sei alles legal, schliesslich sei es ihr freier Wille, sie müsse nur sicherstellen, dass sie am Ende, wenn sie kaum mehr sprechen könne, ein Glas Wasser vor sich hinstelle, um jederzeit abzubrechen, sollte sie es sich anders überlegen.

Auch Peter habe sie schon besucht, sagte Pfister, sie sass am Tischchen beim Fenster und sah hinaus auf den Park, sah Baumkronen ohne Blätter, «er wollte Kuchen essen, da habe ich ihm erklärt, dass ich nichts mehr zu mir nehme und sterben möchte». Peter habe erst genickt und später ein wenig geweint, aber bald darauf vom Fernsehprogramm geschwärmelt, erzählte Pfister. Es hatte sie die ganzen Wochen über so sehr bedrückt, ihm nicht die Wahrheit sagen zu können, aber jetzt war alles ausgesprochen; sie schien in dieser ersten Zeit im Heim beinahe glücklich, obwohl die Angst vor dem Ungewissen aufflackerte, doch sie war weniger getrieben als zu Hause.

Hunger verspürte sie keinen, mit einem kleinen Schwammpfropfen benetzte sie sich ihre Lippen und ihr Zahnfleisch und genoss, dass man sich um sie kümmerte. «Ich muss nichts mehr», wiederholte sie wie ein Mantra und war in einem guten Sinne aufgeregt, wie eine Reisende, die sich aufmachte zu einem unbekanntem Ort, während Peter zusammenbrach und sie psychisch an sich band, indem er drohte, sich umzubringen. Pfister rief daraufhin einen Pfleger, der Peter in die Notfallpsychiatrie zur Abklärung brachte, sie war jetzt nicht mehr aufzuhalten, schnitt sich selbst die Haare, weil Frisuren dort,



✓ = Weg

Zu verschenken	wer
Puzzle, 1000 Teile	✓ Trudi Rohrer } 7 Vogl
Fräcke Wolle	✓ " " }
Deko-Material Ostern	✓ " " }
Advent	✓ } Helen
Chlaus	✓ } Helen
Weihnachten	✓ Helen
Kerzen, Servietten	✓ Helen
Bilder von Albert Bühler	✓ Sabina Bosch
Bild von Kartause Ittigen	Sabina Bosch
Bilder von Juri Borodatcev	
Bleistiftzeichnungen von mir, gerahmt	Jacqueline Walker (mitgenommen)
Von mir gemalt, Tessin Villa, Original	Gaby Schneeberger
Von mir gemalt, Tessin Kirche Original	Suzanne
Blaue Katze liegend /R. Wachtmeister	Elena/R. Zuber
Blauer Glasvogel	Daniela
Musik CDs	
Sekretär von Marly Keller	✓ Stephan Keller
Getöpferte Krippe	Sabina
Spiellose Engel	Vera + Marlies Anna John
Stuttgarter Bibel	✓ Frau Ziegler
Guckdose Villeroy + Boch	" "
Weihnachts-Pyramide Erzgebirge	✓ Daniela
Kleiner runder Tisch, weiss /Camping	✓ } Helen
1 Stuhl schwarz/Camping	✓ } Helen
Kleine Büchlein Freude, Geburtstag	✓ Helen
Strick- und Häkelmaterial	✓ Ingrid
Anleitungen dazu	✓ Ingrid
Zeichnungsmaterial, Farbstifte etc.	Helen
Grosse Bodenwanne /Kerzenländer	Silvia Bühler
Kochbücher	
Italiensich	✓ Helen
Backformen, Betty Bossi Material	Sabrina Bosch
	Gaby
Orchideen	Sabina Bosch
Tippelsteiner Essel + Hartl	" "
Glasgestell 1 Stück, L200, B40, H60	von Gaby Helen
Weisses Schlafzimmer	von Helen
kleines Glasstisch	Silvia



wo sie hinwollte, keine Rolle mehr spielten, und fühlte sich frei: Ein Jahr hatte sie sich auf diesen Moment vorbereitet, Pfister, die Chefsekretärin, hatte alles perfekt organisiert und sich selbst übertroffen, aber nicht vorausgesehen, dass im Leben tatsächlich vieles planbar ist, wie sie immer sagte, nur das Sterben nicht.

An Neujahr, fünf Tage war sie bereits in der «Todeszelle», lud sie ihre Freundin Charlotte ein, die vor Jahren bereits ihr Augenlicht verloren hatte und im selben Heim wohnte wie Pfister. Ich hatte auf dem Weg, den ich längst auswendig kannte, links der Burger King, rechts Coiffeur Eylül, Bedenken, ob es nicht zynisch sei, Frau Pfister ein schönes Jahr zu wünschen, im Wissen, dass sie es nicht erlebt, und sass nun diesen beiden Frauen gegenüber, die eine blind und überachtzig, die andere lebensmüde und am Verhungern, und hörte ihnen zu, wie sie über den Tod und das Sterben sprachen, während der Rest der Stadt mit Silvesterkater und Sorgen um die Pandemie aufwachte.

«Selbst im Altersheim verdrängen viele, dass dies ihre letzte Station sein wird», erzählte Charlotte. «Sie besuchen Computerkurse und beschäftigen sich mit tausend Dingen, um nicht über ihr Ende nachdenken zu müssen.»

Pfister nickte, las Charlotte aus ihrem Tagebuch vor und erzählte, wie sie vor Jahren mehrere Menschen in den Tod begleitet hatte, darunter eine Frau, die immer jähzorniger geworden war. Sie habe nicht loslassen können, die arme Miri, sagte Frau Pfister, sei tagelang in ihrem Bett gelegen, habe gerungen und gekämpft. «Da beugte ich mich eines Nachmittags zu ihr vor», erzählte Pfister, Charlotte hielt ihren Blindenstock fest umklammert, «ich verstellte meine Stimme, und rief, als wäre ich Miris Mutter: Komm heim, es ist Zeit!»

Miri habe noch einen letzten Atemzug genommen, «und schon war sie tot».

«Sind Sie wirklich sicher, dass Sie das durchstehen?», fragte mich Frau Pfister, Charlotte war schon aus dem Zimmer gegangen. Ich nickte, machte ich denn einen solch schwachen Eindruck?

Pfister war mürrisch gewesen, den ganzen Tag schon, ihr sei ein fataler Fehler unterlaufen, erzählte sie, ich hatte ihr geholfen, die Schuhe auszuziehen und sich ins Bett zu legen. Sie habe vergessen, dass Peter in ein paar Tagen seinen 80. Geburtstag feiere, «früher war ihm das nie wichtig gewesen, aber jetzt besteht er drauf», sagte Pfister, «was soll ich nur tun?», sie klang verzweifelt. «Ich will das alles nicht mehr.»

In ihrem Tagebuch steht:

«Miri ist heute klar geworden, warum ich nicht mehr weiterleben will. Es sind nicht allein die vielen Schmerzen. Es ist die fehlende Liebe.»

WENN DAS BÖSE HOCHKOMMT

Die nächsten Tage vergingen, draussen blieb es grau, die Menschen standen vor den Corona-Testzentren Schlange und bangten um ihre Skiferien, während Frau Pfister immer mehr Zeit im Bett verbrachte. Aus Sorge um Peters Geburtstag, der näher rückte, riss sie sich wie ein Kleinkind an den Haaren, weil sie nicht einsehen wollte, wieso sie sich darum noch kümmern musste; ihre einst kräftige Stimme wurde brüchiger, «ich habe Durst», flehte sie mich an, unfassbaren Durst.

Einmal hörte sie mein Klopfen nicht, und als ich sie regungslos daliegen sah, mit offenem Mund, dachte ich erst, sie sei gestorben, und wusste nicht, ob ich mich für sie freuen sollte.

Sie krümmte sich vor Schmerzen, schrie und ächzte und sehnte sich so sehr nach Wasser und Eiswürfeln, dass ich sie zwingen wollte, aufzuhören und endlich zu trinken, doch sie schüttelte zornig den Kopf und fluchte mich an.

Manchmal stellte ich mir vor, wie ich das Kissen nähme und es über ihr Gesicht hielte, wie sie sich winden und sich dann ergeben würde, damit es schneller ginge, damit du, Frau Pfister, weniger leiden müsstest.

Ich begann, ihre Hände zu massieren, ihre Haare zu büsten, half ihr in den Morgenrock und auf die Toilette; dass Sterben in erster Linie etwas Körperliches war, dass man stinkt und furzt und all das, was man sonst aus Scham zurückhält, zulässt, hatte ich mir nie überlegt. Einmal reichte ich ihr das Gebiss, das noch im Zahnputzglas lag, wie ein totes Tier in Formaldehyd, ich glaube, intimer wurde ich beruflich nie, obwohl die Rollen längst verschwommen waren: Was konnte ich Frau Pfister schon geben, und was gab sie mir?

Pfisters Pflegerin sagte, es könne noch Tage dauern, wenn nicht Wochen bis zu ihrem Ende und sprach von den fünf Sterbephasen der Psychiaterin Elisabeth Kübler-Ross. «Ich habe das Gefühl», sagte sie, «da ist noch etwas, das Frau Pfister loswerden will, bevor sie geht.»

Sie hatte schriftlich festgehalten, man solle sie mit Medikamenten ruhigstellen, falls sie im Delirium nur noch herumbrülle, falls «das Böse unkontrolliert hochkommt», und bat darum, ihr unter keinen Umständen etwas zu trinken zu geben, auch wenn sie danach flehe. «Aber wir machen uns strafbar, wenn wir ihr kein Wasser reichen», sagte die Pflegerin, «wir hoffen, dass es nicht dazu kommt.»

Oft würde bei Menschen, die bald sterben, die Nase spitzer, die Hautfarbe plötzlich gräulicher, die Atmung beginne zu rasseln, die Extremitäten würden erkalten, weil sich der Körper auf die wichtigeren Organe konzentrierte, aber bei Pfister, sagte sie, seien noch keine Anzeichen erkennbar. Sie habe schon viele Menschen sterben gesehen, sagte die Pflegerin, während ich auf ihre Tätowierungen am Arm blickte, aber selten habe es sich so intensiv angefühlt, wie bei Pfister, dieser Kampf ums Wasser, dieser Wille, während sie im Kopf noch alles bewusst wahrnehme.

Ich hatte mir vorgenommen, Frau Pfister in dieser zweiten Januarwoche täglich im Heim zu besuchen, aber weil ich viel zu tun hatte, vielleicht war ich auch nur zu müde, liess ich einen Tag aus, und als ich am nächsten Morgen auf mein Telefon blickte, sah ich, dass ich zwei Sprachnachrichten von ihr erhalten hatte.

«Adieu», sagte sie mit schwacher Stimme, die gemeinsame Zeit sei schön gewesen, «machen Sie es gut.» Ich stand wie gelähmt in der Küche, als ich ihre Abschiedsworte vernahm. Ich solle die Menschen davon abhalten, so zu sterben, sagte sie in der zweiten Nachricht. «Es ist hinterlistig und unwürdig», sagte sie, auf diese Art aus dem Leben zu schleichen.

Ich rannte zum Auto, hatte noch nicht einmal geduscht, und stellte mir auf der Fahrt nach Winterthur vor, wie ihr Zimmer bereits leergeräumt worden war und jemand anderer in ihrem Bett lag, der mich mit grossen Augen anblicken und fragen würde, wen ich suche, während mir die Worte im Hals stecken blieben.

«Du bist das Letzte», schrie ich mich an und schlug wie ein Irrer aufs Lenkrad. Im Lift zu ihr hoch in den fünften Stock blickte ich voller Verachtung auf mein Spiegelbild in der verchromten Tür, klopfte an ihr Zimmer, lauschte, trat ein und

sah ihre weissen Haare. Sie blickte regungslos zur Decke, ihr Gesicht ganz fahl, und als ich näherkam, streckte sie mir ihren Arm entgegen. Ich sah auf ihre weisse Haut am Ellbogen, dürr wie Pergament, und musste an eine Filmszene denken, in der «ET» halbtot im Bachbett lag. «Wo sind Sie gewesen?», schrie Frau Pfister, so laut sie konnte, aber es kam kein Ton. «Ich hatte zu tun», flüsterte ich und wusste, wie feige sich das anhöre, während sie vor Schmerzen das Gesicht verzog. Hatte sie womöglich doch recht gehabt? War ich zu schwach?

Sie könne nicht mehr, hauchte sie mir ins Ohr, «das Sterbefasten ist die Hölle», doch von ihrem Vorhaben war sie nicht abzubringen, obwohl sie sich so sehr nach Flüssigkeit sehnte, täglich minutenlang duschte und das Geräusch der Tropfen auf ihrem Kopf mit einer Symphonie von Beethoven verglich.

«Austrocknen ist eine Folter», sagte sie.

«Frau Pfister, Sie sind ein sturer Bock», erwiderte ich, und sie nickte und meinte, da trug sie schon kein Gebiss mehr, und ernierte mich an eine alte Schildkröte: «Man ist, wie man stirbt.»

Auf dem Nachhauseweg las ich von einer Studie über das Sterbefasten, an der sich rund 500 Heime in der Schweiz beteiligten. Der sogenannte Verzicht auf Nahrung und Flüssigkeit (FVNF) «entspricht dem Zeitgeist», sagte mir André Fringer, Professor an der Zürcher Hochschule für angewandte Wissenschaften, der die Studie leitete. «Es hat mit Selbstbestimmung zu tun», so Fringer, die Generation der Baby-boomer habe Angst vor chronischen Krankheiten, Angst vor Demenz und Abhängigkeiten und wolle aus eigener Kraft über ihr Leben und den Tod entscheiden. Es sei, fügte er hinzu, «ein gesellschaftlicher Trend». Viele Menschen würden zu Hause mit dem Sterbefasten beginnen, das höre er immer öfter aus den Palliativzentren, und sich einweisen lassen, sobald sie es alleine nicht mehr schaffen.

UND WENN ES NICHT DIE GANZE WAHRHEIT WAR

Frau Pfister hatte jetzt, nach 18 Tagen ohne Essen und Trinken, Phasen, in denen sie über nichts anderes mehr sprach als dieses quälende Verlangen nach Wasser, mit dem sie rang wie mit einem mehrköpfigen Dämon. Die wachen Momente, in denen sie zurück auf ihr Leben blickte, wurden weniger. «Ich wollte nie Kinder», sagte Pfister, «ich hatte viele Menschen, die ich liebte und um die ich mich gerne kümmerte.» Sie bereue nichts. Auf die Frage, ob da noch etwas sei, was sie loswerden wolle, sah sie mich an: Sie schien die Luft anzuhalten, Kraft zu sammeln und sich zu überwinden, entschied sich aber dagegen. Sie könne nicht, gab sie auf, «mein kleines Geheimnis nehme ich mit in den Tod».

Zwei Tage danach bat sie mich, aus der Bibel vorzulesen, die letzten Kapitel von Hiob: *«Ich hatte von dir nur vom Hörensagen vernommen; aber nun hat mein Auge dich gesehen»*, las ich vor, während Frau Pfister ins Leere starrte. *«Darum gebe ich auf und bereue in Staub und Asche»*, schloss ich und klappte das Buch zu.

«Ich bin wie der Hiob, der sich über Gott stellt», stöhnte Pfister, «das war anmassend», nur Gott sei vergönnt, zu entscheiden, wann das Leben zu Ende sei. «Und wie Hiob falle auch ich in Staub auf die Knie», rief sie, «Herr, vergib mir, du bist immer stärker.» Amen, sagte sie nach einer langen Pause.

24 Stunden später war Frau Pfister tot, ihre Reise vollendet, nach 21 Tagen ohne Nahrung und Flüssigkeit hatten die Nieren versagt, die Harnstoffe blieben im Körper und verursachten

eine innere Vergiftung, der Kaliumüberschuss führte wohl zum Herzstillstand.

Eine Pflegerin, die um 14 Uhr in ihr Zimmer kam, sah, dass sie noch einen letzten tiefen Atemzug nahm, wie eine Apnoetaucherin, und dann für immer entschwand.

Ich hatte stets gehofft, an ihrem Bettrand zu sitzen und ihre Hand zu halten, während sie einschlummert und nicht mehr aufwacht, und sass stattdessen vor einer Schüssel aufgeweichter Cornflakes zu Hause, als mich die Nachricht erreichte, und fühlte diese plötzliche Leere, von der alle reden, die nahestehende Menschen verlieren. Pfister starb einen Tag vor Peters Geburtstag, den sie so sehr fürchtete, ich hätte es wissen müssen.

Sie lag in ihrem lila Totenhemd im Bett, man hatte sie gewaschen und angezogen, das Fenster geöffnet, die Heizung abgedreht, damit sie weniger schnell verwest. Von draussen drang Motorenlärm in die Todeszelle, in der sie erst euphorisch war, dann bitter und jetzt endlich erlöst. Ich strich ihr über die Wange, hielt ihre Hand und machte mir Vorwürfe, zu wenig für sie da gewesen zu sein. «Ich werde dich vermissen», flüsterte ich ihr ins Ohr und war mir sicher, sie könne mich hören. Ich hatte den Tod bis dahin stets weggedrückt, hatte mich geduckt vor diesen Fragen, aber das war jetzt nicht mehr möglich: «Du hast mir gezeigt, was Leben ist, Frau Pfister.» Ich hoffte, dass an der Himmelspforte keine Wange auf sie wartete, sondern eine Bar mit Eiswürfeln in rauen Mengen.

Wochen vergingen, Monate, bis ich begann, unsere Gespräche abzuhearschen und meine Notizen durchzulesen. Ich sprach mit ihren Freunden und Bekannten, Peter wollte mich nicht sehen. Viele waren erstaunt, dass Pfister ausgerechnet mich gefragt hatte, sie zu begleiten, einen Fremden, einen, den sie nie zuvor gesehen hatte. «Warum schreibt ein Mensch zwei Bücher, eines über sein Leben, das andere über seinen Tod – und bittet einen Journalisten, alles akribisch niederzuschreiben?», fragte mich einer ihrer Bekannten.

Tja, warum eigentlich, Frau Pfister?

Sie war es gewohnt, alles zu organisieren und zu kontrollieren, im Leben wie im Tod. Sie wollte die Deutungshoheit über ihr Ende nicht verlieren, deshalb hatte sie mich gefragt: Ich war nicht nur ihr Begleiter, sondern der, der ihre Geschichte erzählen sollte, die sie mir diktierete. Sie habe Schmerzen, deshalb wolle sie nicht mehr leben, hatte sie immer gesagt.

Und wenn das nicht die ganze Wahrheit war?

Ihre Freunde erzählten, wie sehr sie unter fehlender Liebe und Zärtlichkeit gelitten und sich gewünscht habe, sich von Peter zu trennen. Sie wollte frei sein, aber das ging nicht. Sie konnte ihn nicht stehenlassen, einen demenzkranken Rentner, einen Asperger-Patienten, konnte ihn nicht vor die Tür setzen und selbst ein neues Leben beginnen. Also wählte sie den Tod und bestrafte sich dafür, indem sie sich selbst kasteite und nie wieder ass und trank.

Vor einer Woche besuchte ich Frau Pfister auf dem Friedhof, geboren am 5. 5. 1943, gestorben am 18. 1. 2022, ein Gemeinschaftsgrab, ein Stück Wiese, auf der Wildblumen wachsen, Malven, Veilchen, Blutweiderich, die meisten lila, deine Lieblingsfarbe, Frau Pfister, als hättest du selbst das geplant. ■

SACHA BATTHYANY empfiehlt zu diesem Thema den Dokumentarfilm von Stefan Haupt über die Sterbeforscherin Elisabeth Kübler-Ross: «Dem Tod ins Gesicht sehen».